

BERTRAM KIENZLE

Die Bestimmung
des Janus

Philosophische Untersuchungen

18

Mohr Siebeck

Philosophische Untersuchungen

herausgegeben von
Günter Figal und Hans Jürgen Wendel

18



Bertram Kienzle

Die Bestimmung des Janus

Ereignisontologische und ereignislogische
Grundlagen des analytischen Existenzialismus

Mohr Siebeck

Bertram Kienzle, geboren 1948; Studium der Philosophie und Germanistik; 1973 Promotion; 1979 Habilitation; Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie an der Universität Rostock.

e-ISBN PDF 978-3-16-151329-9

ISBN 978-3-16-149400-0

ISSN 1434-2650 (Philosophische Untersuchungen)

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2007 Mohr Siebeck Tübingen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Bertram Kienzle gesetzt, von Gulde-Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Buchbinderei Spinner in Ottersweier gebunden.

Für Alex

Vorwort

*Wer sagt „Es geht nicht“, sollte den nicht stören, der's gerade tut.
Die Römische Regel*

Titel. Janus ist der römische Türgott und der Gott allen Anfangs. Er wird häufig mit zwei Gesichtern dargestellt, das eine in Richtung Zukunft, das andere in Richtung Vergangenheit gewandt. Als *interface* zwischen altem und neuem Jahr hat er unter dem Namen „Januar“ Eingang in unseren Kalender gefunden. Und als *interface* zwischen Vergangenheit und Zukunft, hält er die Position der Gegenwart besetzt. Jetzt, inmitten der Zeit, versuchen wir, die Zukunft auf der Grundlage der Vergangenheit zu bestimmen. So schien mir der Name „Janus“ – nicht zuletzt auf Grund des glücklichen Umstandes, dass er mit demselben Buchstaben wie das deutsche „jetzt“ beginnt – nicht unpassend, um das Individuum zu taufen, um das es dabei geht: die Welt, in der wir leben. Ihr gilt unser ganzes Sinnen und Trachten. Während uns im Alltag vor allem die praktische Seite der Bestimmung des Janus beschäftigt, sind wir als Philosophen ganz an deren theoretischer Seite interessiert. Hierin eingeschlossen ist auch die theoretische Aufklärung der Bedingungen der Möglichkeit der praktischen Bestimmung des Janus.

Vorgeschichte. Dieses Buch ist eine späte Frucht meiner fortgesetzten Bemühungen, der Aufgabe gerecht zu werden, die mir mein Doktorvater Fernando Inciarte im Jahre 1969 gestellt hat. In meiner Dissertation sollte ich Ernst Tugendhats Idee ausloten, die Grundfrage der Ontologie: „ti to on?“ [Aristoteles, *Met.*, Z 1, 1028 b 4], die durch die sprachanalytische Aufdeckung der vielen Verwendungsweisen des Wortes „ist“ in den Verdacht, sinnlos zu sein, geraten war, aus dem Geist der praktischen Philosophie zu erneuern. Nachdem ich einer solchen Erneuerung zunächst keine Chancen eingeräumt hatte, kam ich durch meine Habilitationsschrift zu einer neuen Sicht der ganzen Problemlage. In dieser Schrift war ich der Frage nachgegangen, warum der frühe Wittgenstein, Carnap und viele andere analytische Philosophen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine normative Ethik für sinnlos gehalten haben, und zu der Diagnose gekommen, dass ihre von Frege übernommene, am einzelnen, selbständigen Satz orientierte Semantik dafür verantwortlich war. Als Probe aufs Exempel führte ich vor, dass sich steigerbare Adjektive, allen voran das Adjektiv „gut“, das der Ethik die Richtung weist, nicht schon im Zusam-

menhang einzelner Sätze, sondern erst im Kontext von ganzen Sprachspielen angemessen verstehen lassen, von Sprachspielen, zu denen auch die entsprechenden Komparative und Superlative sowie gewisse, von mir damals so genannte „Steigerung saxiome“ gehören; um den Sachgehalt dieser Axiome zu unterstreichen, aber auch um ihre aktuelle Fassung terminologisch von der inzwischen veralteten Fassung der Habilitationsschrift abzusetzen, ziehe ich heute die Bezeichnung „Vergleichsaxiome“ vor. Schon während der Abfassung besagter Schrift wurde mir klar, dass mit der Entdeckung der Funktionsweise steigerbarer Adjektive auch das Leitwort der Ontologie in ein neues Licht gerückt war. Denn die Annahme von Graden des Seins, von der die Ontologie seit Platons Höhlengleichnis heimgesucht wird, ist ja grammatisch nur dann sinnvoll, wenn dieses Wort ein steigerbares Adjektiv ist bzw. mit einem solchen verwechselt werden kann. Nun kann man zwar das partizipiale „on“, nicht aber das finite „ist“ für ein steigerbares Adjektiv halten. Das scheinen die sprachanalytischen Kritiker der Ontologie glatt übersehen zu haben. Denn wie sonst hätten sie ihre Kritik auf eine eingehende (und im Übrigen durchaus zutreffende) Analyse des finiten „ist“ stützen können?

Im Lichte eines grammatisch einwandfreien Verständnisses des Wortes, das der Ontologie die Richtung weist, entpuppt sich Tugendhats Forderung, die Grundfrage der Ontologie zu erneuern, als ein unnötiges Zugeständnis an deren sprachanalytische Kritiker. Die Beantwortung dieser Frage erfordert allerdings mehr als nur die Untersuchung einschlägiger Sprachspiele mit dem Wort „on“. Zwar hat Tugendhat m. E. ganz richtig gesehen, dass die Ontologie die Dimension der Praxis mitumfassen muss; aber nicht gesehen hat er, dass diese Dimension nicht über eine Untersuchung von Imperativen und Optativen, sondern über eine Analyse des Auswählens von Gutem und des Vorziehens von Besserem erschlossen werden muss. Eine ontologische Analyse, die das Gute und dessen Grade einbezieht, trägt weiter als die von Tugendhat empfohlene Untersuchung der „nur noch im ‚nicht‘ zugängliche[n] Affirmation“ [Tugendhat 1967, S. 33] und die darin zum Ausdruck kommende Fixierung auf den Satz. Hat man es beim Auswählen und Vorziehen doch nicht nur mit propositionalen, sondern auch mit nichtpropositionalen Alternativen zu tun. Darüber hinaus lenkt die Analyse des Bewertens den Blick auch auf die Bewertenden und erzwingt somit die Thematisierung ganz bestimmter *onta*: der natürlichen Personen. Da die Wahl des Guten und die Bevorzugung des Besseren am Ende in den Kontext der Bestimmung und Gestaltung der *Wirklichkeit* gehören, erhält die Ontologie ihren umfassenden Praxisbezug nicht aus der Thematisierung des „genuinen positiven Korrelat[s] des ‚nicht‘“ [Tugendhat 1967, S. 33], sondern aus der Berücksichtigung der Form des Guten.

Mit dem Wort „Wirklichkeit“ ist das Wort für das gefallen, was den *onta* Einheit verleiht. Als Pendant des griechischen „on“ empfiehlt sich das deutsche

„wirklich“ als Leitwort der Ontologie, ja der Metaphysik überhaupt und, so möchte ich sogar behaupten, der Philosophie insgesamt. Mit ihm ist jedenfalls der Horizont der vorliegenden Untersuchung abgesteckt. Sie gilt der Frage nach dem, was wirklich ist. Da aber nichts anderes wirklich sein kann als das, was in der Welt, in der wir leben, ist, liegt die Antwort in der Bestimmung des Janus.

Methode. Natürlich können Fragen wie diese nicht durch logische Kalküle entschieden werden. Solche Kalküle dienen nur als Prüfsteine für die Klarheit einer metaphysischen Überzeugung. Wenn man versucht, seine Gedanken zu ordnen und sich einen Überblick über den Inhalt und die Konsequenzen seiner Überzeugungen zu verschaffen, so sollte man dabei stets mit einem Auge nach dem logischen Kalkül schießen, in dessen Rahmen man ihnen Ausdruck verleihen könnte. Was nicht in diesen Rahmen passt, verdient zumeist nicht, weiterverfolgt zu werden. Nun sollte man aber nicht nur nach dem angemessenen objektsprachlichen Kalkül für die Ableitung von Theoremen selbst, sondern auch nach der geeigneten metasprachlichen Begrifflichkeit Ausschau halten, in der er sich aufbauen lässt. Denn diese ist nicht minder rigorosen Regeln unterworfen, so dass man hoffen darf, dass alles, was sich sagen lässt, ohne sie zu verletzen, ein Mindestmaß an Klarheit aufweist. Als beispielgebend für dieses methodologische Verständnis von Objekt- und Metasprache eines logischen Kalküls möchte ich David Kaplan nennen, der seine Metaphysik des Bezugnehmens auf der Grundlage dieser Methodologie in eine Sprache für Demonstrativa eingekleidet hat, ohne dabei übrigens einen Kalkül im engeren Sinn anzugeben. So lesen wir gleich im ersten Satz desjenigen Kapitels seiner *Demonstratives*, in welchem er das formale System einführt:

Just to be sure we have not overlooked anything, here is a machine against which we can test our intuitions. [Kaplan 1989a, S. 541]

Ich will noch ein anderes Beispiel für die methodisch gesehen kathartische Funktion eines rigorosen Ausdrucksmittels anführen. Dazu muss ich allerdings kurz die Philosophie verlassen und mich der Musik zuwenden. In einer überaus aufschlussreichen Bemerkung zu Thomas Manns Roman *Dr. Faustus*, die unter der Überschrift *Leverkühns 12-Ton Gulasch* steht, schreibt Arnold Schönberg:

Leverkühn ist einer von diesen Amateuren, die glauben, das Komponieren mit zwölf Tönen bedeute nichts weiter, als die fortgesetzte Anwendung der Grundreihe oder ihrer Umkehrungen. Tatsächlich sollte aber die Bedeutung dieser Regel in anderer Weise ausgedrückt werden. Es sollte heißen: Keiner der zwölf Töne darf außerhalb der Ordnung der Grundreihe oder ihrer Ableitungen auftreten. Aber zu glauben, das Befolgen dieser Regel bringe eine Komposition hervor[,] ist ebenso kindisch oder laienhaft, wie die Annahme, daß das Vermeiden anderer Verbote genüge, um Musik zu schaffen. Zum Beispiel das Vermeiden paralleler Quinten oder Oktaven. Diese Regeln sind nur einschränkend, aber nicht schöpferisch. Du mußt imstande sein, trotz dieser strengen Einschränkungen Musik hervorzubringen.

(Zit. nach [Rufer 1959, S. 132])

Was Schönberg hier über das Verhältnis der Regeln seiner Methode des Komponierens mit zwölf nur aufeinander bezogenen Tönen zur Musik sagt, das habe ich versucht, in Bezug auf das Verhältnis der Metaphysik zu den Regeln einer logisch einwandfrei gebauten Sprache zu übertragen. Man muss imstande sein, trotz dieser strengen Einschränkungen Metaphysik hervorzubringen. Um nicht der Gefahr zu erliegen, die Logik als Organon der Metaphysik zu benutzen, sollte man dabei allerdings von Anfang an den Grundsatz beherzigen: “Clarity is not enough” (vgl. [Price 1945]).

Stil. Es versteht sich von selbst, dass die vorliegende Untersuchung für eignisonologische Novizen lesbar sein muss. Alles, was ich an formalen Kenntnissen voraussetze, sind die Aussagenlogik, Rudimente der Prädikatenlogik, darunter insbesondere die Kenntnis der Regel der existenziellen Spezialisierung, sowie ein bescheidenes Maß an Mengenlehre. Zeit-, ereignis- und modallogische oder gar ereignismodallogische Begriffsbildungen habe ich in, wie ich hoffe, gut nachvollziehbarer Weise eingeführt. Ich hege allerdings den Verdacht, dass meine Bemühungen, den Text für Anfänger in philosophischen Logiken lesbar zu halten, dazu geführt haben, dass mein Stil zu belehrend ausgefallen ist.

Unter diesen Bemühungen gelitten, so fürchte ich, hat auch die systematische Darstellung meiner Gedanken. Allzu oft ist der Darstellungsweg verschlungener als unbedingt nötig, weil er den Windungen des Entdeckungszusammenhangs folgt. So werde ich, um ein besonders abschreckendes Beispiel anzuführen, den Leser in Kapitel 6 durch den Gedankenschwung schicken, in den ich mich verirrt hatte, als ich die verschiedenen Möglichkeiten durchforstete, die Rollen von Bewertungs- und Gebrauchszeitstelle mit der jetzigen Zeitstelle zu besetzen – nur um dann am Ende feststellen zu müssen, dass diese Zeitstelle in den Wahrheitsbedingungen der Sätze über die Zukunft gar keine Rolle spielt. Wenn ich es dennoch vorgezogen habe, das Kapitel nicht umzuschreiben, so deswegen, weil ich hoffe und glaube, dass es dem Verständnis meiner Theorie mehr förderlich als hinderlich ist, wenn der Leser mich auf meinen verschlungenen Denkwegen begleitet.

Auch habe ich erwogen, den Text durch die Auslagerung der Beweise für die Sätze, Theoreme und Lemmata in einen eigenen Beweisanhang lesbarer zu machen. Allein, die Beweise sind integrale Bestandteile des Textes. Denn wer wissen will, was ein Satz, Theorem oder Lemma wirklich behauptet, muss den entsprechenden Beweis inspizieren. Ich habe jedoch das Ende eines jeden Beweises durch das Zeichen „□“ markiert, so dass der eilige Leser dieses Ende leicht auffinden und seine Lektüre je nach Lust und Laune abkürzen kann.

Dank. Schließlich möchte ich noch einige derjenigen Personen hervorheben, deren Rat und Kritik mich gefordert und gefördert haben und deren Einfälle

und Intuitionen mir eine unschätzbare Hilfe bei der Klärung und Formulierung meiner Ideen waren.

Ich habe den größten Teil des vorliegenden Textes in Vorlesungen und Seminaren ausprobiert und nach den dort empfangenen Anregungen umgestaltet. Insbesondere habe ich den Teilnehmern meiner Seminare über *Ereignisontologie* und *Wille und Wirkung* im Sommersemester 2003 bzw. im Wintersemester 2003/04, namentlich Martin Lemke, für die lebhaften Diskussionen zu danken, die wir zu Sach- und Darstellungsproblemen der Kapitel 4, 5 und 6 hatten und die deren Lesbarkeit nicht unwesentlich verbessert haben.

Danken möchte ich ferner meinen Hilfskräften Mandy Witt und Susanne Finck. Sie haben nicht nur manches, was noch an den mündlichen Vortrag meiner Vorlesung über Ereignisontologie aus dem Wintersemester 2001/02 erinnerte, welche die Urfassung des vorliegenden Textes enthielt, aufgespürt und ausgemerzt, sondern sie haben mich auch in diversen grammatischen Fragen beraten sowie etliche Beispiele, darunter auch solche, die keinen Eingang in den Text gefunden haben, recherchiert. Frau Finck ist wohl diejenige Person, die den Text nach mir selbst am häufigsten gelesen hat, so dass ich am liebsten sie für alle unentdeckt gebliebenen Druckfehler verantwortlich machen würde.

Mein ganz besonderer Dank gilt Reinhold Kienzle-Press (Herzogenaurach), der als *mathchecker* die Beweise nachgerechnet, Lücken darin aufgedeckt und etliche elegante Vereinfachungen vorgeschlagen hat. Er gilt Ludger Jansen (nunmehr Rostock) für seine anregenden schriftlichen Kommentare zu meiner eben erwähnten Vorlesung sowie zu den verschiedenen Arbeitspapieren, mit denen ich ihn im Laufe der Jahre immer wieder heimgesucht habe. Und er gilt Niko Strobach (noch Rostock), der mich während unserer gemeinsamen Jahre an der Alma Mater Rostochiensis mit ebenso schonungsloser wie konstruktiver Kritik unterstützt und in vielen Warnemünder Strandspaziergängen die Erkundung der metaphysischen Abgründe der Ereignisontologie mit kritischem Wohlwollen begleitet und befördert hat.

Zu guter Letzt muss ich meiner Frau bewundernden Dank abstatten für die Geduld und Nachsicht, die sie über all die Wochen und Monate, ja Jahre hinweg an den Tag gelegt hat, in denen ich, mit nichts anderem als mit Logik und Metaphysik beschäftigt, alles um mich herum vernachlässigt, wenn nicht sogar vergessen hatte. Ihr ist dieses Buch gewidmet.

Rostock, im Oktober 2007

Bertram Kienzle

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Zeitliche Aussagen	19
1.1 Tempora und Sätze	20
1.2 Aspekte und Satzradikale	26
1.2.1 Aspekt und Feinaspekt	27
1.2.2 Die Grenzen der Zeitlogik	30
1.2.3 Die Verwandtschaft von Zeit- und Ereignislogik	36
1.3 Zeitdarstellungen	40
1.3.1 Zeitdarstellungs-Operatoren	40
1.3.2 Analoge und digitale Zeitdarstellungen	43
2 Zeitliche Ordnungen	49
2.1 A- und B-Reihe	49
2.2 Minimale Zeitordnungen	53
2.3 Ein Minimum an Zeitlogik	55
2.3.1 Die Syntax von \mathbf{K}_t	56
2.3.1.1 Das Alphabet von \mathbf{K}_t	56
2.3.1.2 Die Formregeln von \mathbf{K}_t	56
2.3.1.3 Der Kalkül \mathbf{K}_t	57
2.3.2 Die Semantik von \mathbf{K}_t	60
2.4 Pseudolineare Zeitordnungen	65
2.5 Die Einheit der Zeit	72
2.6 Semilineare Zeitordnungen	76
3 Was der Fall ist: Facetten der Gegenwart	79
3.1 „Es ist der Fall, dass“	79
3.2 Die vierte Lage oder „Es könnte auch der Fall sein, dass“	85
3.3 „(Es ist) jetzt (der Fall, dass)“	89
3.3.1 Metaphysik der A-Gegenwart	90
3.3.2 Pragmatik der A-Gegenwart	91
3.3.3 Erkenntnistheorie der A-Gegenwart	92
3.3.4 \mathbf{K}_j und die Semantik der A-Gegenwart	93

3.3.5	Einschlägige K_j -Theoreme	96
3.4	Widerlegung der Redundanztheorie der A-Gegenwart	99
3.5	Rückblick und Ausblick	105
4	Rein zeitliche Entitäten	109
4.1	Massen und Individuen	110
4.2	Zustände	117
4.3	Ereignisse	121
4.3.1	Vorkommnisse	123
4.3.1.1	Vorkommnisse müssen eine Innenperspektive zulassen.	123
4.3.1.2	Vorkommnisse haben nur einen Anfang und nur ein Ende.	125
4.3.1.3	Vorkommnisse enthalten keine Schleifen.	126
4.3.1.4	Vorkommnisse enthalten keine Lücken.	127
4.3.2	Generische Ereignisse	132
4.4	Spezielle Arten von rein zeitlichen Entitäten	135
4.4.1	Cambridge-Wechsel	135
4.4.2	Weltgeschichten	154
4.4.3	Die Zeit	157
4.4.3.1	Die Metaphysik der Zeit	158
4.4.3.2	Die Asymmetrie der Zeit	160
4.4.3.3	Die B-Gegenwart als Grundlage der Ereignis- sontologie	166
	Erste Zwischenbilanz	169
5	Natürliche Entitäten	173
5.1	Ereignisse mit einer räumlichen Dimension	174
5.1.1	Methodische Vorbemerkung	174
5.1.2	Locke-Variationen	175
5.1.3	Aristoteles-Variationen	179
5.1.4	Kant-Variationen	183
5.2	Aufgabenstellung	186
5.3	Natürliche Individuen	187
5.3.1	Natürliche Individuen im Allgemeinen	187
5.3.2	Spezielle Arten natürlicher Individuen	201
5.3.2.1	Lindividuen	201
5.3.2.2	Mundividuen	209
5.3.2.3	Der Janus	215
5.3.3	Die Identität natürlicher Individuen	222
5.3.3.1	Identität einst und heute	222

5.3.3.2	Derselbe/dieselbe/dasselbe: absolute Identität	231
5.3.3.3	Dasselbe Individuum: die wichtigste relative Identität	236
5.3.3.4	Lindividuelle, mundividuelle und andere relative Identitäten	246
5.3.3.5	Maxividuen	258
5.4	Abgeleitete Entitäten	265
5.4.1	Quoaduen	266
5.4.2	Natürliche Arten	271
5.5	Personen und ihre Identität	285
5.5.1	Die individuelle Auswahl des Guten	285
5.5.1.1	Steigerbare Adjektive	286
5.5.1.2	Die individuelle Ordnung des Besseren und Ebenoguten	291
5.5.2	Person und Charakter	313
5.5.3	Die Identität natürlicher Personen	320
	Zweite Zwischenbilanz	331
6	Was der Fall sein wird: Die Wahrheit über die Zukunft	339
6.1	Der Autonomismus und seine Mängel	340
6.2	Wirkliche Zukunft per „Fiat!“	348
6.3	Selbstbestimmte Zukunft des Janus	355
6.3.1	Planungszeiträume	356
6.3.2	Bestimmender Wille und Charakter: die Zielwahl	362
6.3.3	Motivierender Wille und Charakter: der Weg zum Ziel	379
7	Modalitäten: Sein, Wirklichkeit und \exists istenz	393
7.1	Die Pragmatik der Rede vom Wirklichen	398
7.2	Die realen Modi des Seins	405
7.2.1	Metaphysische Modalattributionen	409
7.2.2	Metaphysische Modalaussagen ohne Subjekt: Modalimpersonalia	420
7.2.3	Metaphysische Modalaussagen ohne Operanden: Modalprädikationen	426
7.2.3.1	Das s. t.-Format der Regeln für Modalprädikationen	427
7.2.3.2	Das c. t.-Format der Regeln für Modalprädikationen	434
7.2.4	Modalaspekte	447
7.2.5	Die letzte Untersuchung	454

Schlussbilanz	457
Literaturverzeichnis	467
Personen- und Sachregister	477

Einleitung

Man gewinnt dadurch schon sehr viel, wenn man eine Menge von Untersuchungen unter die Formel einer einzigen Aufgabe bringen kann. Denn dadurch erleichtert man sich nicht allein selbst sein eigenes Geschäft, indem man es sich genau bestimmt, sondern auch jedem anderen, der es prüfen will, das Urteil, ob wir unserem Vorhaben ein Genüge getan haben oder nicht.
[Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, B 19]

In dieser Untersuchung möchte ich eine neuartige Ontologie exponieren und auch ein gutes Stück weit durchführen: die Ereignisontologie. Was ist das Besondere an dieser Ontologie? In historischer Hinsicht, dass sie trotz solcher Bücher wie Uwe Meixners *Substanz und Ereignis* [Meixner 1997] immer noch eine Theorie in statu nascendi ist, wie man an Monografien wie Christian Kanzians *Ereignisse und andere Partikularien* [Kanzian 2001] ablesen kann. In methodischer Hinsicht, dass sie mit analytischen Mitteln dargestellt werden kann. Und in inhaltlicher Hinsicht, dass sie das Sein von der Zeit her zu fassen versucht, womit dann auch die Frage „Offenbart sich die *Zeit* selbst als Horizont des *Seins*?“ [Heidegger 1927, S. 437], mit der Heideggers *Sein und Zeit* schließt, mit einem unverrästelten „Ja“ beantwortet wäre.

Ereignisse sind keine neu entdeckten Entitäten, die bisher sträflich vernachlässigt worden wären. Spätestens seit Donald Davidsons Arbeiten aus den 60er Jahren gilt ihnen die Aufmerksamkeit der analytischen Ontologen. Während Davidson einem konventionellen *first-order approach* das Wort redet und damit die Szene weitgehend beherrscht, ist abseits des Mainstreams eine neue Art von Logik entstanden: die sog. Ereignislogik. Für meine Begriffe stellt sie die sprachanalytische Methode der Wahl dar, wenn es darum geht, Ereignissen ontologisch auf den Grund zu gehen. Das Licht der Welt erblickt hat diese Logik 1984 in dem Buch *The Logic of Aspect* von Antony Galton [Galton 1984]. Dem darin vorgestellten axiomatischen Aufbau ließ er 1987 eine Semantik folgen. Doch schon der Umstand, dass er das unter dem Titel *The Logic of Occurrence* [Galton 1987] tat, spricht Bände. Denn Vorkommnisse verhalten sich zu Ereignissen, wie sich Exemplare zu ihrer Art verhalten. Galtons Semantik bleibt in einer – wenn auch zugegebenermaßen äußerst eleganten – Konzeption von Vorkommnissen stecken.

Die vorliegende Arbeit ist der erste umfassende Versuch, die Ereignisontologie als eine Ontologie der Zeit und alles Zeitlichen zu entwickeln. Sie be-

handelt Ereignisse nicht mehr als eine von vielen Gattungen von Entitäten, sondern als die zentrale Gattung, zu der sowohl die unbelebte Natur als auch die ganze Fauna und Flora und schließlich auch noch natürliche Personen gehören. Während die belebte sowie die unbelebte Natur voller Ereignisse mit räumlicher Dimension ist, sind Personen Ereignisse, die über die räumliche Dimension hinaus auch noch eine soziale Dimension besitzen. So stellt die Ereignisontologie, aufs Ganze gesehen, ein ehrgeiziges Konkurrenzunternehmen zur abendländischen Substanz/Attribut- bzw. Ding/Eigenschafts-Ontologie mit ihrer Subjekt/Prädikat-Logik dar.

Um das inhaltlich Besondere der Ereignisontologie deutlicher hervortreten zu lassen, wollen wir einen Blick auf das dominante Paradigma der Ontologie werfen. Wir leben seit Jahrtausenden in einer Tradition, die sich das Wirkliche nach dem Modell von Ding und Eigenschaft zurechtlegt; man könnte auch sagen nach dem Modell von Substanz und Attribut bzw. von Subjekt und Prädikat. So heißt es noch bei John Stuart Mill: “Every proposition consists of three parts: the Subject, the Predicate, and the Copula.” [Mill 1843, Bd 1, S. 21] Nehmen wir ein Ding, sagen wir die Erde, und eine Eigenschaft, sagen wir die Eigenschaft, *rund zu sein*. Indem wir nun das Ding mit der Eigenschaft verkoppeln, erhalten wir einen Sachverhalt – und zwar den Sachverhalt, dass die Erde rund ist. Sprachlich dargestellt wird er durch die Bezeichnung für ein Ding, „die Erde“, das Wort für eine Eigenschaft, „rund“, und die sog. Kopula, das Wörtchen „ist“, für die Koppelung zwischen beiden. Die sich so ergebende Struktur $\lceil \text{Subjekt} \frown \text{Kopula} \frown \text{Prädikat} \rceil$ ist das ontologische Zentrum des abendländischen Wirklichkeitsverständnisses.

Die zentrale Stellung dieser Struktur oder, besser, der Glaube an ihre zentrale Stellung hat dazu geführt, dass man sie überall nachzuweisen suchte – und zwar selbst in Fällen, in denen sie auf den ersten Blick gar nicht vorliegt. Diese Fälle hat man durch eine Methode, die unter dem Namen „*constructio periphrastica*“ bekannt ist, als nicht abweichend zu erweisen gesucht. Sie geht auf Aristoteles zurück, der sie in seiner *Metaphysik* wie folgt einführt:

[...] es ist kein Unterschied, ob man sagt „der Mensch ist gesund lebend“ oder „der Mensch lebt gesund“, „der Mensch ist gehend oder schneidend“ oder „der Mensch geht oder schneidet“ [...].
[Aristoteles, *Met.*, Z 1, 1017a27–30]

Da ein Satz wie „Der Mensch geht“ augenscheinlich nicht von der grundlegenden $\lceil \text{Subjekt} \frown \text{Kopula} \frown \text{Prädikat} \rceil$ -Form ist, stellt ihm Aristoteles ein Äquivalent an die Seite, bei dem es unstrittig ist, dass es diese Form aufweist. Zu diesem Zweck greift er an der zitierten Stelle zur „kopulativen Umschreibung“ ([Szaif 2003, S. 29], vgl. [Tugendhat/Wolf 1983, S. 207], [Jansen 2002, S. 27], [Kahn 1972, bes. S. 146]).

Welchen schier unwiderstehlichen theoretischen Sog die Zentralstellung der $\lceil \text{Subjekt} \frown \text{Kopula} \frown \text{Prädikat} \rceil$ -Form erzeugt, ist daraus zu ersehen, dass man

versucht hat, diese Form auch in Sätzen wie „Es donnert“ wiederzufinden. Die Schwierigkeit mit derartigen Sätzen besteht darin, dass sie kein Ding namhaft machen, mit dem sich die Eigenschaft *zu donnern* verkoppeln ließe. Angesichts dessen bediente man sich eines Mythos, um das Abweichende zurechtzubiegen – in diesem Fall des Mythos von Jupiter, der donnert, damit wir den Blitzen ausweichen können [Lukrez, 6,409]. So konnte aus dem unpersönlichen „Es donnert“ das persönliche „Jupiter donnert“ werden.

Damit ist man zwar schon einen Schritt weiter, aber leider immer noch nicht weit genug; denn noch ist man nicht bei der dreigliedrigen Struktur $\lceil \text{Subjekt} \frown \text{Kopula} \frown \text{Prädikat} \rceil$ angelangt. In dieser Situation kann man sich wie seinerzeit Abaelard [Abaelard, *Dial.*, S. 161f.] an der Aristotelischen These orientieren, es bestehe kein Unterschied zwischen „Der Mensch ist gehend oder schneidend“ und „Der Mensch geht oder schneidet“, und die Prädikat-Endung „-t“ als Äquivalent der Kopula „ist“ auffassen. Damit hat man zwar in „Jupiter ist donnernd“ die wohlbekannte Dreifaltigkeit vor uns, aber leider auch ein zusätzliches Problem. Schließlich weist ja auch die Kopula die Endung „-t“ auf. Doch dieses „-t“ ist nur um den Preis der Lächerlichkeit als Äquivalent der Kopula zu verkaufen. Bearbeitet man nämlich die Endung „-t“ in „ist“ nach demselben Muster wie die Endung „-t“ in „donnert“, so erhält man die Karikatur eines Satzes: „Jupiter ist donnernd seiend“. Und das ist offenbar nur der Anfang einer Unendlichkeit von Sätzen, die mit zunehmender Länge immer klarer zu Tage treten lassen, dass man die Kopula und ihr End-„t“ nicht loswird. Damit ist aus dem anfänglich so unscheinbaren Problem mit dem „-t“ die Frage „Wie ist die Kopula zu verstehen?“ geworden.

Dieses Problem kann als Anzeichen dafür genommen werden, dass die $\lceil \text{Subjekt} \frown \text{Kopula} \frown \text{Prädikat} \rceil$ -Analyse eines Satzes wie „Es donnert“ verfehlt ist. Ihr Hauptfehler besteht für meine Begriffe darin, dass sie einen Ereignissatz in eine Struktur zu pressen sucht, wie sie für Zustandssätze typisch ist. Bedeutet doch ein $\lceil \text{Subjekt} \frown \text{Kopula} \frown \text{Prädikat} \rceil$ -Satz wie z. B. „Neander ist mutig“ in etwa soviel wie „Neander ist in dem Zustand des Mutigseins“. Es ist sicher mehr als nur ein Zufall, dass sich Martin Heidegger, der ganz große Erneuerer unseres Seinsverständnisses im 20. Jahrhundert, in seiner Dissertation mit Sätzen von derselben simplen Form wie „Es donnert“, den sog. Impersonalia, beschäftigt hat [Heidegger 1914]. Vielleicht ist sogar sein berühmter Ausspruch „Die Sprache ist das Haus des Seins“ [Heidegger 1949, S. 145] eine späte Frucht seiner Beschäftigung mit diesem sprachlichen Phänomen. Denn in den letzten beiden Absätzen seiner Dissertation kommt er zu folgender methodischen Einsicht:

Die impersonalen Urteile als *unbestimmte* zu charakterisieren, trifft ihren Sinn nicht. Wenn ich z. B. mit meinem Freund im Manöver einer schnell voraus- und in Feuerstellung aufgefahrenen Batterie nacheile und ich im Moment, wo wir den Geschützdonner hören, sage: „eile, es kracht

schon“ – dann ist völlig bestimmt, was kracht; der Sinn des Urteils liegt in dem Krachen, in seinem jetzt (schon) Stattfinden.

Gerade an diesen Einzelproblemen dürfte deutlich werden, daß der Logiker suchen muß, den *eindeutigen Sinn* der Sätze herauszustellen und nach den objektiven Sinnverschiedenheiten, nach ihrer einfachen oder zusammengesetzten Struktur die Urteilsformen zu bestimmen und in ein System zu bringen. Die wahre Vorarbeit für die Logik und die allein fruchtbringend verwendbare wird nicht von psychologischen Untersuchungen über Entstehung und Zusammensetzung der Vorstellungen geleistet, sondern durch eindeutige Bestimmungen und Klärungen der Wortbedeutungen. Und erst wenn auf solcher Grundlage die reine Logik auf- und ausgebaut ist, wird man mit größerer Sicherheit an die erkenntnistheoretischen Probleme herantreten können und den Gesamtbereich des „Seins“ in seine verschiedenen Wirklichkeitsweisen gliedern, deren Eigenartigkeit scharf herausheben und die Art ihrer Erkenntnis und die Tragweite derselben sicher bestimmen können. [Heidegger 1914, S. 127f.]

Was Heidegger hier – ganz entgegen den Leseerfahrungen, die man sonst mit seinen Texten macht – auf Anhieb verständlich verlangt, genau das werde ich in dieser Untersuchung tun. Ich werde ‚durch eindeutige Bestimmungen und Klärungen von Wortbedeutungen‘, nämlich den Bedeutungen von finiten Verbformen, zunächst impersonalen Sätzen wie „Es donnert“ ihren ontologischen Schrecken nehmen und schließlich den Personen auf den Leib rücken, um ihnen die attributiven Kleider, in denen sie als Substanzen daherkommen, von demselben zu reißen und sie so in ihrer ereignishaften Nacktheit sichtbar zu machen. Doch im Ernst: ich werde mit einer ontologischen Analyse der Impersonalia beginnen und mich von hier zu einer Analyse der Personen vorarbeiten, die im Kern – und das klingt ganz nach einem typisch philosophischen Paradox – die ereignishaftige Struktur von Impersonalia aufweisen.

Ich setze, wie gesagt, bei den finiten Verbformen an. Denn Verben sind Zeitwörter, und die Besonderheiten der Impersonalia liegen darin, was sie an Informationen über die Zeit transportieren und wie sie es tun. Heidegger hat die Impersonalia zwar ganz intuitiv, aber m. E. völlig zu Recht in die Nähe von Existenzaussagen gerückt, ohne sie freilich – wieder zu Recht – mit diesen gleichzusetzen. Er schreibt:

Das impersonale Urteil fällt nicht mit dem einfachen Existenzialurteil zusammen, insofern ganz allgemein das Existieren als geltend ausgesagt ist, das Wirklichsein; genauer: *das Existieren ist ein zeitlich determiniertes*, oft nur auf einen Augenblick beschränktes (es blitzt) oder ein auf längere Dauer Ausgedehntes (es regnet). [Heidegger 1914, S. 127]

Wir werden das spezielle, zeitlich determinierte Existieren, das Heidegger bei den Impersonalia ausmacht, terminologisch als Vorkommen fassen. In einer ersten, noch ganz groben Redeweise können wir „Es blitzt“ im Sinne von „Ein Blitz (= Blitzereignis) ist im Vorkommen begriffen“ und „Es regnet“ im Sinne von „Regen (= ein Regenereignis) ist im Vorkommen begriffen“ deuten. Die umständliche Ausdrucksweise „ist im Vorkommen begriffen“ habe ich gewählt, um die Zwiefältigkeit dessen, was diese Sätze in zeitlicher Hinsicht darstellen,

zum Ausdruck zu bringen: mit dem „im Vorkommen begriffen“ informieren sie über den Blickwinkel, den der Sprecher relativ zum Dargestellten einnimmt; und mit dem „ist“ informieren sie über die Lage dieses Blickwinkels relativ zur Zeitstelle der Darstellung. Man pflegt diese beiden zeitlichen Informationen finiter Verben unter den Terminus technicus „Tempus“ zu subsumieren,¹ tätete jedoch besser daran, sie terminologisch streng auseinanderzuhalten. Zu diesem Zweck wollen wir uns des wohleingeführten grammatischen Terminus „Aspekt“ bedienen, der für die Information über die Lage des Blickwinkels relativ zum Dargestellten gebräuchlich ist. Für die Lage des Blickwinkels relativ zur Zeitstelle der Darstellung schlage ich den Terminus „Situs“ vor. Ich glaube, dass wir durch die Einbeziehung des Aspekts in die ‚Bestimmungen und Klärungen von Wortbedeutungen‘ den Impersonalia gerechter werden können als durch die Heideggersche Annahme, sie hätten etwas mit der mehr oder minder ausgedehnten Dauer der dargestellten Ereignisse zu tun.

In der Anknüpfung an die Impersonalia liegt nur eine gewisse oberflächliche Gemeinsamkeit zwischen Heideggers Analysen und meinen eigenen. Tiefer reicht da schon die Gemeinsamkeit, die sich aus der Orientierung an derselben erkenntnisleitenden Fragestellung ergibt. Diese lautet in der klassischen Formulierung des Aristoteles: „ti to on?“ [Aristoteles, *Met.*, Z 1, 1028 b 4] Mit Heidegger können wir diese Frage vielleicht etwas hochtrabend, aber auf jeden Fall treffend als „die Frage nach dem Sein“ bezeichnen.² Die Frage nach dem Sein ist die Grundfrage der Ontologie, ja der Metaphysik insgesamt und, für meine Begriffe jedenfalls, auch die der Philosophie selbst. Ich möchte sie allerdings nicht mit dem „altfränkisch wirkende[n]“ [Tugendhat 1991, S. 116] „Was ist das Seiende?“ wiedergeben, sondern in Übereinstimmung mit der lexikalischen Bedeutung von „to on“ durch „Was ist wirklich?“ übersetzen. Damit rückt das Adjektiv „wirklich“ ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit. Dieses hat, wie wir gleich sehen werden, den unschätzbaren Vorteil, die von Aristoteles behauptete Einheitlichkeit bzw. Univozität [Aristoteles, *Met.*, Γ 2, 1003 a 33] dessen einsehbar zu machen, wonach mit „ti to on?“ gefragt wird.

Die Frage nach dem Sein stellt uns vor die Wahl, entweder eine ganze Heerschar von Beispielen für Wirkliches aufzuzählen oder aber zu sagen, was diese Beispiele zu solchen von etwas Wirklichem macht. Letzteres scheint mir tunlicher zu sein. Nicht nur, dass es philosophischer ist, die Frage „Was ist wirklich?“ nach dem Muster zu behandeln, das Sokrates in der Philosophie

¹ Das Deutsche kennt sechs Tempora: „regnet“, „regnete“, „hat geregnet“, „hatte geregnet“, „wird regnen“ und „wird geregnet haben“.

² Streng genommen versteht Heidegger unter der Frage nach dem Sein die Frage nach dem Sinn von Sein [Heidegger 1927, §2, S. 5]. Da jedoch die Frage „Was ist wirklich?“ sowohl durch die Angabe dessen, was alles wirklich ist, als auch durch die Bestimmung dessen, was unter „wirklich“ zu verstehen ist, beantwortet werden kann, schließt sie Heideggers Frage nach dem Sinn von Sein ein.

heimisch gemacht hat. Es ist auch philosophischer, eine Einheit in der Vielheit nachzuweisen als sich mit der Vielheit abzufinden. Nun verbirgt sich hinter der ungeheuren Vielfalt dessen, was wirklich ist, in der Tat eine Einheit. Das liegt daran, dass das Wort „wirklich“ ein Indikator ist. Indikatoren sind Ausdrücke, die etwas in Abhängigkeit von ihrem Gebrauch bezeichnen. So ist z. B. der Term „ich“ ein Indikator, weil er sich auf die Person, *von der er gebraucht wird*, bezieht; und das Prädikat „jetzig“ ist einer, weil es auf alles in der zeitlichen Umgebung *seines Gebrauchs* zutrifft. Entsprechend ist die Wendung „wirkliches Soundso“ ein (zusammengesetzter) Indikator, weil sie die Soundso aus der Welt, *in der sie gebraucht wird*, charakterisiert. Nun können wir jedoch in keiner anderen Welt leben als in der wirklichen. Andernfalls gäbe es in einer bloß möglichen Welt etwas Wirkliches, nämlich uns. Da aber alles, was mit etwas Wirklichem nach gewissen raum-zeitlichen und sozialen Regeln zusammenhängt, ebenfalls wirklich ist, müsste folglich eine bloß mögliche Welt wirklich sein – ein Widerspruch. Da wir also nur in der wirklichen Welt leben können, beziehen wir uns mit jedem Gebrauch des Wortes „wirklich“ auf diese eine Welt. Insofern bildet sie die Einheit in allem Wirklichen. Was die unübersehbare Fülle des Wirklichen zu etwas Wirklichem macht, ist ihre Beziehung zu der Welt, in der wir leben.

Damit sind wir in der Beantwortung der Frage nach dem Sein bereits ein gutes Stück vorangekommen. Aus der lakonischen Frage „Was ist wirklich?“ ist die schon etwas ausgreifendere Frage „Was ist die Welt, in der wir leben?“ hervorgegangen. Das Besondere an dieser zweiten Frage ist, dass sie die Einbeziehung aller philosophischen Disziplinen und eine Anstrengung aller philosophischen Kräfte erfordert, um die Einheit, auf die sie zielt, aufzuklären. Enthält sie doch *in nuce* die schier unfassbare Vielfalt philosophischer Themen und Probleme. Um das wenigstens andeutungsweise vorzuführen, möchte ich kurz das Thema *die Welt, in der wir leben* in den fünf durch seine Formulierung vorgegebenen Hinsichten durchführen:

1. Die *Welt*, in der wir leben – durch das Substantiv „Welt“ benennen wir den Typ von Entitäten, zu dem uns jeder Gebrauch des Wortes „wirklich“ unweigerlich in Beziehung setzt. Unter einer Welt kann man ganz Verschiedenes verstehen: ein Ding von kosmischen Ausmaßen, eine Gesamtheit von Sachverhalten oder das Korrelat eines Bildes – eines Weltbildes, wie wir dann gern zu sagen pflegen. Diese drei Weltbegriffe stehen nicht unverbunden oder gar unversöhnlich nebeneinander. Dem Common Sense dürfte es vermutlich am nächsten liegen, die Welt als ein Ding von der Art, wie wir selbst eines sind, nur eben unermesslich viel größer aufzufassen. Doch wenn wir uns nach unseren Vorstellungen in der Welt einrichten können wollen, müssen wir auch mit dem dritten dieser Begriffe arbeiten. Ihm zufolge wäre etwa die Welt der Keplerschen Physik das Korrelat der Keplerschen Gesetze

und die Welt von Beethovens *Fidelio* das Korrelat der Partitur. Natürlich ist auch die Welt, in der wir leben, ein solches Korrelat: nämlich das von uns mit Leben erfüllte Korrelat des (Welt-)Bildes, zu dem alle und nur die wahren Sätze gehören. So kommt es, dass die Analyse des Weltbegriffs in die Pilatusfrage „Was ist Wahrheit?“ mündet. Und damit tritt dann schließlich auch der zweite Begriff, die Welt als Gesamtheit von Sachverhalten, in unseren Gesichtskreis.

2. Die Welt, *in der* wir leben – durch die Relativkonstruktion „in der“ machen wir diese Bestimmung zu einer perspektivischen: Wir nehmen sie aus einem Blickwinkel vor, der innerhalb der Mannigfaltigkeit liegt, die wir so zu bestimmen suchen. Dabei legen wir etwas zugrunde, das als wirklich bereits feststeht, nämlich uns selbst, und gewinnen dann das Ganze der wirklichen Welt durch die Verknüpfung mit diesem „ersten Wirklichen“. Dieses Vorgehen beruht auf einer zu Beginn der Neuzeit bei René Descartes angelegten Idee, wonach die wirkliche Welt einen Zusammenhang nach Regeln der Verknüpfung mit einem ausgezeichneten Wirklichen bildet. Durch die Verwendung der Relativkonstruktion „in der“ unterstellen wir nicht nur, dass es eine solche Verknüpfung tatsächlich gibt, sondern auch, dass sie raumzeitlich verfasst ist.
3. Die Welt, in der *wir* leben – durch das Pronomen „wir“ geben wir zu verstehen, dass diese Welt nicht etwas „an und für sich Bestehendes“ ist, sondern dass sie ohne uns gar nicht zu denken wäre, dass es eben unsere Welt ist. In kryptischen Aufforderungen wie „Werde, der du bist“ und „Erkenne dich selbst“ und unter Problemtiteln wie „Selbstbewusstsein“ und „Selbstbestimmung“ hat die Philosophie das, was mit dem Pronomen der 1. Person bezeichnet wird, schon lange zum Gegenstand ihrer Reflexionen gemacht. Die weithin unbeachtet gebliebene Tatsache, dass wir die wirkliche Welt nicht mit Hilfe des Singulars, sondern mit Hilfe des Plurals dieses Pronomens bestimmen,³ markiert sowohl die bisherigen Grenzen als auch die zukünftigen Möglichkeiten dieser Reflexion. Jedenfalls legt der Rückgriff auf den Plural die Vermutung nahe, dass die wirkliche Welt sozial verfasst ist.
4. Die Welt, in der wir *leben* – durch das Verb „leben“ stellen wir diese Welt als etwas praktisch Verfasstes hin. Sie ist nicht einfach die Welt, welche die-und-die physikalischen Eigenschaften besitzt und sich eben dadurch von allen anderen möglichen Welten unterscheidet. Ihre Unterschiedenheit von diesen Welten gewinnt sie vielmehr erst durch das Leben, das wir führen. Dessen Gestaltung macht den entscheidenden Unterschied. So kommt es,

³ Erst in jüngster Zeit beginnt das Interesse der Philosophen an der 1. Person Plural zu erwachen. Man denke etwa an Buchtitel wie *Die Welt und wir* [Prauss 1990] und *The Importance of Us* [Tuomela 1995] oder Aufsatztitel wie *Vom Kult des Ich zum Kult des Wir* [Großheim 2003].

dass Sinnfragen, allen voran die Frage nach dem Sinn des Lebens, in der Philosophie unweigerlich in solche Fragen münden wie „Bis zu welchem Ausmaß können wir unser Leben selbst gestalten?“ und „Können wir die Welt überhaupt nach unseren Entwürfen einrichten?“ Der metaphysische Höhepunkt all dieser Fragen besteht dann in der Frage, ob wir frei sind.

5. *Die Welt, in der wir leben* – durch den bestimmten Artikel „die“ drücken wir unsere Überzeugung aus, dass wir etwas eindeutig Bestimmtes meinen. Es wäre allerdings ein Irrtum, zu glauben, das folge bereits aus der vorhin etablierten These, wir könnten nur in einer einzigen Welt leben. Denn diese These ist damit vereinbar, dass wir zwar pro Atemzug wirklich nur in einer Welt leben, in einer Welt aber, die von Atemzug zu Atemzug ihre Identität wechselt. Daraus, dass es für jeden Atemzug eine Welt gibt, in der wir leben, folgt nämlich mitnichten, dass es eine Welt gibt, in der wir von Atemzug zu Atemzug leben, geschweige denn, dass es genau eine solche Welt gibt. Folglich ist mit der These, dass wir nur in einer Welt leben können, noch nichts über deren Identität über die Zeit hinweg entschieden.

Halten wir also schon einmal fest: Die Frage nach dem Sein ist die Leitfrage dieser Untersuchung. Diese Frage führt auf die Frage nach dem, was wirklich ist. Da all das wirklich ist, was in der Welt, in der wir leben, vorkommt, können wir unsere Leitfrage durch eine Untersuchung der Welt, in der wir leben, zu beantworten suchen. Dabei werden wir uns mit den fünf Themen auseinanderzusetzen haben, die sich hinter den fünf Bestandteilen der Wendung „die Welt, in der wir leben“ verbergen.

Die Welt, in der wir leben, ist also einerseits raumzeitlich und andererseits sozial geordnet. Demzufolge können wir die Frage nach dem Sein noch einmal konkreter fassen, wenn wir einen dieser Ordnungsgesichtspunkte herausgreifen und die fünf Themen, die sie uns in Gestalt der Frage nach der Welt, in der wir leben, vorgibt, unter ihm studieren. Ich möchte das am Beispiel der Zeitlichkeit vorführen:

1. Die *Welt* zeitlich betrachten heißt, sich der Weltgeschichte zuzuwenden.
2. Das *In-der-Welt-Sein*, wie Heidegger es genannt hat, zeitlich betrachten heißt, sich eine (zeitliche) Innenansicht von der Welt zu verschaffen.
3. Die *I. Person Plural* zeitlich betrachten heißt, unser zeitliches Wesen zu studieren.
4. Das *Leben* zeitlich betrachten heißt, dem, was Aristoteles *dynamis* und *energeia* und die scholastische Tradition *potentia* und *actus* nannten, also dem Können und Wirken, auf den Grund zu gehen.
5. Das, was im *bestimmten Artikel* „die“ zum Ausdruck kommt, zeitlich betrachten heißt, zeitliche Einheit und Identität aufzuklären.

Doch bei dieser Fünffzahl von Themen können wir es nicht belassen, wenn wir die Frage nach dem Sein unter einem zeitlichen Gesichtspunkt behandeln wollen. Es versteht sich von selbst, dass wir bei der Wahl dieses Gesichtspunk-

tes auch die Zeit selbst thematisieren und fragen müssen „Was ist Zeit?“ und „Worin besteht das, was zeitlich ist?“

Wer also die Frage nach dem Sein unter einem zeitlichen Gesichtspunkt beantworten will, muss sich (unter anderem) mit den folgenden Themen auseinandersetzen:

1. Weltgeschichte
2. Zeitliche Innenansichten
3. Unser zeitliches Wesen
4. Leben als Können und Wirken
5. Zeitliche Einheit und Identität
6. Zeit und Zeitliches

Klar, dass wir die ersten fünf Themen, die in der Frage nach der Welt, in der wir leben, enthalten sind, nicht nur unter einem zeitlichen, sondern auch unter einem räumlichen und unter einem sozialen Ordnungsgesichtspunkt studieren müssen, wenn uns an einer umfassenden Antwort gelegen ist. Doch dann haben wir uns selbstverständlich auch mit den Fragen „Was ist Raum?“ und „Was ist Gesellschaft?“ auseinanderzusetzen. So führt die Frage nach dem Sein auf immer mehr und immer differenziertere Fragen. Ich denke, es ist klar, dass sie ein enormes philosophisches Potential besitzt und das nicht zuletzt deswegen, weil sie uns den inhaltlichen Reichtum der Philosophie in geordneter Weise erschließt.

Doch ebenso klar ist, dass ein einziges Buch nicht ausreicht, um diese Frage unter all diesen Gesichtspunkten zu studieren. Ich habe daher einen von ihnen, den der Zeitlichkeit, herausgegriffen, um ihn etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Ausgehend von der Frage nach dem Sein, werde ich mich also mit den sechs eben genannten Themen beschäftigen. Dabei werde ich allerdings nicht in der angegebenen Reihenfolge vorgehen, sondern mich von dem, was einfacher darstellbar und leichter fasslich ist, zu dem vorarbeiten, was begrifflich verwickelter und theoretisch anspruchsvoller ist.

Ich habe eben von der *methodischen* Ordnung dieser Untersuchung gesprochen. Die Heideggerschen Analysen in *Sein und Zeit* waren hermeneutischer bzw. phänomenologischer Art. Meine eigenen Analysen dagegen werden (sprach)analytischer Natur sein. Am Anfang werde ich zeitlogische Methoden einsetzen, später werde ich mich dann ereignislogischer Methoden bedienen.

Warum Zeitlogik? Nun, weil sie die maßgebliche Logik ist, mit deren Hilfe man heutzutage nahezu alle Fragen, die mit dem Thema *Zeit* zusammenhängen, studieren kann. Das Wort „Zeitlogik“ ist die deutsche Übersetzung des englischen Terminus *technicus* „*tense logic*“, mit dem ihr Begründer, Arthur Prior, diese Logik bezeichnet hat. Das englische „*tense*“ bedeutet soviel wie das deutsche „Tempus“, nämlich grammatische Zeit. Damit sind grammatische Erscheinungen wie das Präsens, Präteritum und Futur gemeint. Die Zeitlogik erhebt also den Anspruch, die allgemeine Logik der *Tempora verbi* zu sein. Man

wird sich vielleicht wundern, dass sich jemand, der über die Zeit sprechen will, am grammatischen Tempus zu schaffen macht. Das ist jedoch gar nicht so weit hergeholt, wie man vielleicht glauben mag. Es gibt eine zeitgenössische Richtung in der Philosophie, die sog. sprachanalytische oder, wie sie auch kürzer (und verkürzend!) genannt wird, die analytische Philosophie, in der dieses Vorgehen gang und gäbe ist. Diese Richtung trägt ihren Namen von daher, dass sie philosophische Probleme dadurch löst – und bisweilen auch auflöst, sprich: zum Verschwinden bringt –, dass sie Sprache analysiert, dass sie darauf achtet, wie ein Problem sprachlich eingekleidet wird, wie die Sprachspiele aussehen, in denen es zu Hause ist.

Im Folgenden werde ich allerdings nicht nur über Zeit im Sinne von „Tempus“, sondern auch über Zeit im Sinne von „Zeitordnung“ sprechen. Der Unterschied besteht darin, dass eine Zeitordnung, wie der Name schon sagt, die Ordnungseigenschaften der Zeit betrifft, während die Zeit selbst – jedenfalls so, wie ich dieses Wort verwende – darüber hinaus auch noch mit dem grammatischen Tempus zu tun hat.

Apropos Ordnungseigenschaften: Man kann zwei Weisen unterscheiden, Zeitliches zu ordnen. Man spricht nach einem Vorschlag, den John McTaggart vor jetzt schon fast 100 Jahren gemacht hat, von A-Reihe und B-Reihe [McTaggart 1908]. Die A-Reihe legt das Vergangensein, Gegenwärtigsein und Zukünftigsein zugrunde, die B-Reihe das Früher-, Gegenwärtig- und Spätersein. Aber ist diese Unterscheidung überhaupt trennscharf? Kommt nicht das Gegenwärtigsein in beiden Reihen vor? Sicher, nur eben nicht im selben Sinn. Die Ausdrücke für die B-Reihen-Ordnung setzen zwei Episoden⁴ in Beziehung; sie sind relationaler Natur. Man sagt, etwas sei früher *als etwas*, später *als etwas* oder zugleich *mit etwas* gegenwärtig. Die Ausdrücke für die A-Reihen-Ordnung dagegen setzen der Standard-Auffassung (vgl. [Prior 1967, S. 38]) zufolge nicht zwei Episoden zueinander, sondern eine Episode zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Beziehung – und zwar je nachdem, ob sie der Fall *waren*, *sind* oder *sein werden*.

Unsere sprachanalytische Untersuchung der Zeit setzt also bei den Verben oder, wie man sie ja nicht von ungefähr nennt, bei den Zeitwörtern an. Deshalb muss sie sich an zeitliche Aussagesätze halten. Denn in jedem Aussagesatz der deutschen Sprache kommt ein finites Verb vor; und jedes finite Verb steht in einem bestimmten Tempus. Den Tempora verbi kommt also eine ähnlich zentrale Bedeutung zu wie den Prädikaten, von denen ein deutscher Satz ja auch mindestens eines enthalten muss. Es spricht für die Ökonomie unserer Sprache, dass sie die Tempora an derselben Stelle auftreten lässt wie die Prädikate: an

⁴ Ich verwende diesen Begriff nach dem Vorbild von W. Sellars in einem so weiten Sinn, dass sowohl Episoden im eigentlichen Sinn des Wortes als auch Zustände und Ereignisse unter ihn subsumiert werden können [Sellars 1962, vgl. S. 535 Anm.].

der Stelle des Verbs. Um ihrer Aufgabe als Logik nachzukommen und die logischen Beziehungen zwischen den Tempora verbi möglichst rein erfassen zu können, spaltet jedoch die Zeitlogik die Tempora von den Prädikaten ab, indem sie sie an die erste Stelle im Satz rückt. So untersucht sie einen Satz wie „Romeo wird Julia immer geliebt haben“ nicht direkt, sondern indirekt, indem sie ihn in Gestalt der Paraphrase „Es wird immer der Fall sein, dass Romeo Julia geliebt hat“ zum Gegenstand ihrer Analysen macht.

Die Zeitlogik erschließt die logischen Beziehungen zwischen den Tempora verbi, indem sie diese auf die Eigenschaften von Zeitordnungen bezieht.⁵ Häufig stellt man sich die Zeit im Bilde einer Linie vor (man denke an den physikalischen Begriff der *Zeitachse*). Diese Vorstellung hat den Vorzug, technisch nicht allzu anspruchsvoll zu sein. Der metaphysische Hauptnachteil dieser Zeitauffassung ist, dass sie dem Determinismus nahesteht. Wenn Georg Henrik von Wright Recht hat, so impliziert sie ihn sogar:

Auf die Frage, was man unter Determinismus verstehen soll, könnte die Antwort in gedrängtester Kürze lauten: *Determinismus ist die Idee der Linearität der Zukunft.*

[Wright 1974a, S. 175]

Der Determinismus, den eine lineare Zeit mit sich bringt, besteht in der Unausweichlichkeit der Zukunft, d. h. darin, dass wir ihr auf Grund des Fehlens von Verzweigungen nicht ausweichen können. Doch so stellen wir uns unsere Zukunft nicht unbedingt vor. Am 17. September 2001 brachte eine norddeutsche Tageszeitung einen Artikel über ein 16-jähriges Mädchen, das wochenlang mit einem künstlichen Herzen lebte. Er begann mit den Worten:

Kaum ein Lebensweg verläuft *schururgerade*. Oft muss ein Stolperstein namens Prüfung überwunden werden. Von Zeit zu Zeit heißt es auch: Innehalten. Der Weg *gabelt sich*, Entscheidungen sind zu treffen. Manchmal schlägt einfach das Schicksal zu.⁶

In diesen einfachen Worten bringt Anja Neutzling, die Verfasserin dieses Artikels, ihren Leserinnen und Lesern den Gedanken nahe, dass sich der Lebensweg gabeln kann, und arbeitet dabei mit einer Zeitvorstellung, die für zukünftige Alternativen offen ist. Ja, sie geht noch einen Schritt weiter und zählt zwei der Möglichkeiten auf, die es gibt, um die Anzahl der Gabelungen oder Zweige eines Lebensweges zu reduzieren: Schicksalsschlag und eigene Entscheidung. Mit dem Begriff der Entscheidung bringt sie diejenige Option ins Spiel, die unweigerlich auf das Thema *Freiheit* führt. Das weckt die Hoffnung, dass uns die Untersuchung der Zeit mit Mitteln der Zeitlogik einer Lösung des Rätsels der menschlichen Freiheit näherbringt.

Um also Ausweichmöglichkeiten in Richtung Zukunft und die Möglichkeit,

⁵ Zu diesen Eigenschaften gehören etwa die Asymmetrie und Transitivität der Relationen, *früher* bzw. *später zu sein*.

⁶ Ostsee-Zeitung. Rostocker Zeitung. Nr. 217 v. 17.9.2001. S. 14. H. v. m.

zwischen zukünftigen Alternativen zu wählen, modellieren zu können, nimmt man in der indeterministischen Zeitlogik Abstand von der Konzeption einer ‚schnurgeraden‘ Zeit und untersucht, was passiert, wenn man zukünftige Alternativen zulässt. Das Bild, das dann die Vorstellung leitet, ist das eines Baumes, der aus der Vergangenheit stammt (Stamm) und sich in die Zukunft verzweigt (Zweig).⁷

Dem metaphysischen Vorteil der indeterministischen Zeitlogik, für eine Untersuchung der menschlichen Freiheit geeignet zu sein, steht ein semantischer Nachteil entgegen. Diese Konzeption der Zeit beschwört Komplikationen mit dem Tempus Futur herauf. Denn was soll „Es wird der Fall sein, dass p “ bedeuten, wenn es mehrere zukünftige Alternativen gibt? Und kann dann eine Wahrheit über die Zukunft nicht schal⁸ werden? Was ich meine ist folgendes: Wenn man in seinen Terminkalender unter dem 18. Dezember „19 Uhr Weihnachtsfeier“ einträgt, so läuft das auf die Aussage hinaus „Ich werde am 18. Dezember um 19 Uhr eine Weihnachtsfeier besuchen“; aber kann mir bis zum 18. Dezember oder gar an diesem Tag selbst nicht etwas dazwischenkommen, so dass die Wahrheit, welche dieser Satz zur Zeit des Eintrags ausdrückt, schal wird? Das lässt sich kaum bestreiten. Man kann jedoch versuchen, solche Zwischenfälle zu verhindern. Das Rezept heißt *Selbstverwirklichung*. Es war schon Kant bekannt, der es in seiner Schrift über den *Streit der Fakultäten* im Zusammenhang mit der Frage, „[o]b das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sei“ [Kant, *Streit d. Fakultäten*, S. 79], so beschrieben hat:

Wie kann man es wissen?

Als wahrsagende Geschichtserzählung des Bevorstehenden in der künftigen Zeit: mithin als eine *a priori* mögliche Darstellung der Begebenheiten, die da kommen sollen. – Wie ist aber eine Geschichte *a priori* möglich? – Antwort: wenn der Wahrsager die Begebenheiten selber *macht* und veranstaltet, die er zum Voraus verkündigt. [Kant, *Streit d. Fakultäten*, S. 79f.]

Es ist nicht leicht zu sagen, was genau Kant mit diesen kryptischen Bemerkungen meint. Vielleicht kann man sie sich folgendermaßen zurechtlegen: Zunächst setzt man sich ein Ziel, d. h. man wählt aus einer Reihe von Alternativen diejenigen aus, die einem hinsichtlich dessen, was von einem zu verwirklichen ist, gut dünken. Insofern man dieses Ziel als von einem selbst zu verwirklichen gut ausgewählt hat, stellt es das Motiv dafür dar, nach Mitteln zu seiner Verwirklichung Ausschau zu halten. Wenn man solche Mittel ergriffen hat und also auf dem Weg zu seiner Verwirklichung ist, darf man nicht nur sagen, dass man es gerade verwirklicht, sondern auch, dass man es verwirklichen wird. Die Wahrheitsbedingungen von Sätzen im Tempus Futur und die Natur der Selbst-

⁷ Seit geraumer Zeit gibt es übrigens ein faszinierendes Buch, das mit einer indeterministischen Zeitvorstellung arbeitet, um die grundlegenden begrifflichen Voraussetzungen unseres modernen Weltbildes verständlicher zu machen: [McCall 1994].

⁸ Dieses schöne Wort hat Hegel gefunden, um ein verwandtes Problem in Bezug auf Wahrheiten über die jetzige Gegenwart zu formulieren. Vgl. dazu meinen Artikel [Kienzle 2002].

verwirklichung bilden ein Problemknäuel, zu dessen Entwirrung die Ereignisontologie einen wertvollen Beitrag leisten kann.

Nun hatte ich gesagt, dass sich mit der Zeitlogik *nahezu* alle Fragen, die mit dem Thema *Zeit* zusammenhängen, behandeln lassen. Diese Einschränkung ist angebracht, weil es logische Beziehungen zwischen zeitlichen Sätzen gibt, die sich zeitlogisch nicht fassen lassen. So ist etwa der folgende Schluss, von einem intuitiven Standpunkt aus beurteilt, logisch einwandfrei:

Es hat geregnet.

Es war am Regnen.

Der umgekehrte Schluss von „Es war am Regnen“ auf „Es hat geregnet“ ist jedoch nicht gültig. Denn daraus, dass es am Regnen war, folgt nicht, dass der Regen vergangen ist, d. h. hinter einem liegt. Um das einzusehen, braucht man sich nur klar zu machen kann, dass der Satz „Es war am Regnen“ sich aufs beste mit dem Satz „Und es regnet noch immer“ verträgt.

Die Tatsache, dass die Zeitlogik weder den Schluss von „Es hat geregnet“ auf „Es war am Regnen“ noch die Sätze, aus denen er besteht, adäquat analysieren kann, ergibt sich daraus, dass für eine solche Analyse zwei Vergangenheiten erforderlich sind, während die Zeitlogik nur eine kennt. Das liegt daran, dass sie in der A-Reihe eine Ordnung zeitlicher Episoden in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sieht. Bei genauerem Hinsehen sind es jedoch nicht die Episoden, sondern die Blickwinkel, aus denen man sie zeitlogisch darstellt, die in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft liegen. Da Blickwinkel in zwei Arten zerfallen: in solche relativ zur Zeitstelle der Darstellung und in solche relativ zur dargestellten Episode, sollte man auch zwei Arten von A-Reihen unterscheiden. Die erste A-Reihe ordnet die Blickwinkel der Darstellung, indem sie mit den Satzoperatoren „Es war der Fall, dass“, „Es ist der Fall, dass“ und „Es wird der Fall sein, dass“ arbeitet; sie legt also den Situs zugrunde. Die zweite A-Reihe ordnet in der Tat die Episoden selbst, aber nicht danach, ob sie der Fall *waren*, *sind* oder *sein werden*, sondern ob man sie, aus dem Blickwinkel der Darstellung betrachtet, schon hinter sich hat (dann *sind* sie vergangen), gerade miterlebt (dann *sind* sie gegenwärtig) oder ob man sie noch vor sich hat (dann *sind* sie zukünftig). Diese zweite A-Reihe stellt also eine Episode aus dem Blickwinkel der Gegenwart dar (deshalb das Tempus Präsens der Kopula „sind“) und ordnet sie unter Zugrundelegung des Aspekts in zurückliegende bzw. vergangene, im Gange befindliche bzw. gegenwärtige und bevorstehende bzw. zukünftige. Die beiden Arten von A-Reihen lassen sich in nachstehendem Zeitkreuz veranschaulichen: Auf dem Querbalken des Zeitkreuzes liegt die von mir als „erste A-Reihe“, auf dem Längsbalken die von mir als „zweite A-Reihe“ bezeichnete Zeitreihe. Für gewöhnlich pflegt man freilich nur von einer A-Reihe zu sprechen. So hat etwa Arthur Prior die auf dem Querkalken liegende Zeitreihe mit der A-Reihe identifiziert [Prior 1967,